



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Gegensatz zu F. Schlegels Wunsch, Mann und Weib einander ähnlich zu machen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

dert wie die Geschiedenheit zwischen beiden, wenn sie verlangt, daß die Beredsamkeit um so rhetorischer und prosaischer werden müsse, je vertrauter sie mit der Poesie werde, abermals das Verhältnis der Geschlechter heranziehen. „Grade in demselben Maße als das Bedürfnis des weiblichen Umgangs wächst, tritt der männliche Charakter deutlicher ans Licht; und ich behaupte, daß die wahre Poesie an dem Stil der Staatschriften, die George Rex unterzeichnet sind, und die als unbedingtes erstes Muster dieser Art ausgezeichnet zu werden verdienen, dieselbige Freude hat, die eine echte Frau in der Betrachtung des wahrhaft männlichen Charakters empfindet“ (S. 218 f.).

Am Anfang der letzten Vorlesung rechtfertigt Müller nochmals sein Lieblingsgleichnis: „Es ist sehr geschmacklos, gewisse Gleichnisse in der Rede ohne Ende umherzuzerren, sie, ich möchte sagen, bis auf den letzten Faden abzutragen: es macht den Eindruck der Armut und der Schwäche, wenn der Redner gewisse Bilder, die ihn geblendet, nicht wieder loswerden kann, wenn sie wie das Bild der Sonne in einem schwachen Auge eine langnachklingende Spur hinterlassen, und die Gegenstände der Natur wie die Gedanken mit allerhand überflüssigen farbigten Flecken verunstalten. Dies wäre der Fall im Laufe dieser Vorlesungen mit den Geschlechtsverschiedenheiten gewesen, wenn ich mich ihrer nur gleichnisweise bedient hätte“ (S. 253 f.). Vielmehr erscheine dem ordentlichen Mann die ganze Natur weiblich, sei ihm die Frau nur das konzentrierte Bild seiner Welt. Alle seine Neigungen nähmen denselben Charakter an, je trefflicher er werde, desto mehr.

Nie in seinen Schriften über Ästhetisches weist Müller gleich entscheidend auf die Wurzel seiner Lieblingspolarität hin und rechtfertigt sie gleich stark. Daß dieser seiner Polarität ein anderer Sinn innewohnt als dem Gegensatz von männlich und weiblich, der von der Frühromantik, zunächst von F. Schlegel vertreten wird, scheint sich hier am deutlichsten zu enthüllen.

Müller entfernt sich fortschreitend immer mehr von der Entscheidung, die in F. Schlegels frühem Aufsatz „Über die Diotima“ sich ankündigt, wenn da mit dem Unterton der Empörung die rhetorische Frage ertönt: „Was ist häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was ist ekelhafter als die übertriebne Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meinungen, ja auch in unsrer bessern Kunst herrscht?“ (Minor I, 59). Müller liegt sogar sehr viel daran, das Männliche des Manns und das Weibliche des Weibes bewahrt zu wissen.

Das stimmt mit seinem Wunsch überein, der These und der Antithese ihre volle Kraft zu erhalten, um zu rechter Synthese zu ge-

langen. Denn natürlich hat auch er eine Synthese des Männlichen und Weiblichen im Auge; er deutet auf solche Synthese besonders gern, wenn er die Begriffe männlich und weiblich im übertragenen Sinn verwertet. Er hätte sich auch gründlich widersprochen, wenn er, der Anwalt der Synthese, in diesem Fall eine Synthese ausschloße. Aber hat nicht Schiller wirklich sich solcher Unfolgerichtigkeit schuldig gemacht? Auch Schillers „Ideal“ verbindet die Gegensätze; dennoch gilt er den Romantikern mit Recht als der willigste Vorkämpfer einer echt und nurweiblichen Frau und eines echt und nurmännlichen Manns.

Schon Wilhelm von Humboldt wick in den beiden Aufsätzen des zweiten und dritten Stücks im ersten Band der „Horen“ 1795 von Schiller ab, allerdings vor dem Erscheinen der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, die durch die Charakteristik des Naiven der Frau die Haltung Schillers am deutlichsten erwies. „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur“ und „Über die männliche und weibliche Form“ waren sie überschrieben. Humboldt treibt weiter, was in Karl Philipp Moritz' folgenreicher Abhandlung „Über die bildende Nachahmung des Schönen“ (1788) sich ankündigte. Sie ist überhaupt wichtige Voraussetzung aller Versuche, den Unterschied der Geschlechter im übertragenen Sinn zu nutzen und zugleich eine Verknüpfung der Geschlechtseigentümlichkeiten zu erzielen. „Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zueinander, wie Mann und Weib“ heißt es hier (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 31, 24). Das wird in einem Zusammenhang festgestellt, der ein Verknüpfen von Empfindungsvermögen und Bildungskraft fordert. Begründet wird der Anspruch: „Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.“

Schade, daß Fritz Giese in seiner wertvollen Untersuchung „Der romantische Charakter“, in dem ersten Band „Die Entwicklung des Androgynenproblems in der Frühromantik“ (Langensalza 1919), Moritz nicht berücksichtigt. Seine eindringliche Zergliederung der Aufsätze Humboldts (S. 60 ff.) wäre noch gewinnreicher ausgefallen. Humboldt arbeitet mit derselben psychologischen Betrachtungsweise wie Moritz. Und wie er aus dem Physischen die geistigen Unterschiede von Mann und Weib ableitet, vielmehr die physischen Unterschiede geistig deutet, so vertritt er auch Moritz' Wunsch, die Geschlechtsunterschiede auszu-